Paul Barz

Der wahre Schimmelreiter

Die Geschichte einer Landschaft und ihres Dichters Theodor Storm

Paul Barz

Der wahre Schimmelreiter

Die Geschichte einer Landschaft
und ihres Dichters Theodor Storm

Inhaltsverzeichnis

1. Begegnung mit dem Schimmelreiter
2. Nationalepos wider Willen
    1. Der alte Mann von Hademarschen
    2. Ein Leben lang »Husumerei«
    3. Von Hauke Haien — und anderen Wiedergängern
3. Land aus Schlick und Wasser
    1. Partner, Gegner: Blanker Hans
    2. Götter sterben langsam
    3. Im grauen Röcklein nickt der Puk
4. Das Geschäft mit den Deichen
    1. Wer nicht will deichen …
    2. Ein Mann, genannt Rollwagen
    3. Sechstausend in einer Nacht
5. Die Welt des Hauke Haien
    1. »Irgendwo hinter den Deichen«
    2. Ein großer Herr aus Frankreich
    3. Der kleine Mann von Fahretoft
6. Gespenstige Reiter
    1. Galopp ins 19. Jahrhundert
    2. Was ist des Friesen Vaterland?
    3. Der Gast von der Weichsel
7. Der wahre Schimmelreiter
    1. Hauke Haien — das bin ich
    2. Der Ritt um die Welt
    3. Die Erben Hauke Haiens
8. Zeitleiste
    1. Theodor Storm und »Der Schimmelreiter«
9. Literatur
    1. I. Theodor Storm
        1. Gesammelte Werke (Auswahl)
        2. Über Theodor Storm

    3. Briefwechsel
2. II. »Der Schimmelreiter«
    1. Einzelausgaben (Auswahl)
    2. Über den »Schimmelreiter«
3. III. Nordfriesland
    1. Herkunft der Nordfriesen
    2. Geschichte der Nordfriesen
    3. Deichbau, Landgewinnung, Sturmfluten
    4. Recht, Wirtschaft, Verwaltung
    5. Kulturgeschichte und Volksbrauchtum
    6. Religion, Mythologie/Aberglauben
    7. Nordfriesland und die Niederlande
    8. Nordstrand
    9. Husum
    10. Coott/Rollwagen
    11. Jean Henri Desmercieres
    12. Hans Momsen
10. Anmerkungen
11. Über den Autor
12. Paul Barz
13. Helmut Barz
14. Impressum

Begegnung mit dem Schimmelreiter

Noch einmal ein Gang über die Deiche … Ein Geräusch inmitten der großen Stille, man wird überholt, sieht ein blasses Gesicht, ein schwarzer Mantel flattert: Schimmelreiter 1974. Nur ist das Weiße, auf dem er dahinjagt, kein Pferd. Es ist ein knatterndes Mofa …«

Mit diesen Sätzen schloss vor bald zehn Jahren eine Reportage in »Westermanns Monatsheften«. Sie hatte über Nordfriesland berichtet. Ihr Autor war ich.

Ich hatte den Auftrag nicht zufällig übernommen. Für mich war es auch die Wiederbegegnung mit einer Landschaft gewesen, in der ich fünfzehn Jahre zuvor längere Zeit gelebt hatte. Aus dieser Zeit waren Bilder geblieben: eisige Leere über winterlichem Watt; Herbststürme, mit denen eine wütende Natur dem Menschen ihre ganze Verachtung ins Gesicht zu klatschen schien; die tödlich sanfte Umklammerung der plötzlich am Strand aufsteigenden Nebelschwaden.

Doch gab es auch ganz andere Bilder: das milchige Pastell eines Sommermorgens, die friedvolle Weite der Marschweiden, den Blick über Vorland, Strand und Wasser mit seiner Ahnung von Unendlichkeit.

Fünfzehn Jahre später hatte ich überprüfen wollen, welche Bilder nun gültig waren für das Land zwischen Geest und Meer, die schönen oder die schrecklichen. Heute

weiß ich: Die einen sind von den anderen nicht zu trennen. Beide gehören zu diesem Land. Und noch eine andere Erfahrung kam hinzu: Dieses Land lässt den nicht los, der sich einmal darauf eingelassen hat.

»In der Landschaft, wo ich geboren wurde, liegt, freilich nur für den, der die Wünschelrute zu handhaben weiß, die Poesie auf Heiden und Mooren, an der Meeresküste und auf den feierlich schweigenden Weidenflächen hinter den Deichen; die Menschen selber dort brauchen die Poesie nicht und graben nicht danach …«

Das stellt Storm an seinem siebzigsten Geburtstag fest. Auch ihn hat dieses Land nicht losgelassen, auch wenn seine Liebe zu ihm spröde war. Und das Meer, aus dem einst dieses Land hervorging, scheint er sogar gehasst zu haben. Zumindest hat er es gefürchtet. Dennoch ist er der größte Dichter dieser Landschaft geworden. Und in seinen letzten Jahren führt ihn die Wünschelrute sogar zu seinem größten Stoff, zur Geschichte vom »Schimmelreiter«, die ihn fast ein Leben lang begleitet hat und der er sich dann doch erst am Ende seines Lebens, fast schon zu spät, stellen sollte. Sie wurde nicht nur seine bekannteste Dichtung, sondern die meistgelesene deutsche Novelle schlechthin. Und sie ist zugleich auch die Geschichte dieser Landschaft.

Storm ist kein Historiker. Seinem Historiker-Freund Theodor Mommsen gegenüber zieht er im Jahr 1885, als sich bereits die Spuk- und Deichgeschichte ›mächtig‹ in ihm rührt, die Grenze zwischen Dichtung und Geschichtsschreibung: »Historiker müssen auf das Ganze blicken; dem Dichter darf das einzelne nicht entgehen …«

Nicht anders verfährt Storm im »Schimmelreiter«. Er findet das Ganze im Einzelnen, im Schicksal des friesischen Kleinbauernsohnes und späteren Deichgrafen Hauke Haien, der im Deichbau seiner Heimat die entscheidende Neuerung des abgeflachten Deichprofils durchsetzt und schließlich in einer Sturmnacht zugrunde geht. Eine solche Geschichte hat nie stattgefunden, und einen Hauke Haien hat es nie gegeben. Dennoch spiegelt sich hier in poetischer Konzentration und bei aller Freiheit im Umgang mit historischen Details eine Landschaft mitsamt den Hoffnungen und Ängsten ihrer Menschen in einer so lupenreinen Genauigkeit, wie sie in der gesamten Literatur einzig sein dürfte.

Wir wissen, wie Storm gearbeitet hat. Wir kennen weitgehend seine Quellen. Sie führen durch wenigstens drei Jahrhunderte nordfriesischer Deichbaugeschichte, und wenigstens vier verschiedene Persönlichkeiten aus verschiedenen Zeiten haben für die Gestalt des Hauke Haien Modell gestanden. So ist die Geschichte vom »Schimmelreiter« eigentlich eine Montage, deren Rückführung auf ihre historisch gesicherten Momente zu einer anderen Geschichte hinführt, zum tausendjährigen Kampf des Menschen mit dem Meer, dem ›Blanken Hans‹. Diese andere Geschichte erzählt dieses Buch.

Es geht hier um den ›wahren Schimmelreiter‹, nicht im Sinne einer Enthüllungsstory oder beckmessernden Storm-Korrektur. Es geht um die Wechselbeziehung zwischen Literatur und historischer Entwicklung. Und es geht um den Dichter, dessen größtes Werk diese Wechselwirkung exemplarisch aufzeigt, auch in den Widersprüchen

zwischen poetischer Erfindung und geschichtlicher Wirklichkeit.

Ich bin vor diesem Buch gewarnt worden. Dem Fremden von der Geest, hieß es, würde sich in Storms Heimat keine Tür öffnen, er würde keinen Gesprächspartner finden. Das Gegenteil, bis auf wenige Ausnahmen, war die Regel. Nur einigen kann ich an dieser Stelle für ihre Unterstützung danken: den Leitern und Mitarbeitern in Archiv und Museum des Schlosses vor Husum, denen der Theodor-Storm-Gesellschaft sowie des Nordfriesland-Museums im Husumer Nissen-Haus und schließlich den Mitarbeitern des Nordfriisk Instituuts in Bredstedt, ferner, über Nordfriesland hinaus, dem Landesarchiv Schleswig, dem Reichsarchiv Kopenhagen und dem Archiv des Braunschweiger Georg Westermann Verlags, dessen Briefwechsel mit seinem einstigen Autor Storm recht amüsante Einblicke in die eher robusten als lyrisch versponnenen Geschäftspraktiken des Husumer Dichters gibt.

Doch hat das Material zu diesem Buch nicht allein aus Archiven bezogen werden können. Wenigstens so wichtig war das persönliche Gespräch, nicht nur mit Historikern, Naturwissenschaftlern und Lokalpolitikern, sondern auch mit Lehrern, mit Pastoren, mit Bauern und Gastwirten. Nicht alle diese Gespräche wurden in Nordfriesland geführt. Ich denke an Unterhaltungen mit gebürtigen Ostpreußen zurück, die mich mit dem Schimmelreiter-Kult ihrer Heimat vertraut machten, an Diskussionen mit dem Berliner Schriftsteller Peter Baumann, der am Hauke-Haien-Koog einen sehenswerten Film zu Naturschutz-

Problemen gedreht hat, an einen Abend mit der Schauspielerin Vera Tschechowa, die mir von der Arbeit an der (zweiten) »Schimmelreiter«-Verfilmung berichtete, und ich höre noch ihr herzliches Lachen, als sie von ihrer Darstellung der (bei Storm nur kurz erwähnten) Vollina als einem Marschen-Vamp, einer Deich-Magnani erzählte: »Ich musste so richtig die Böse sein …«

Wiederum nur einigen, stellvertretend für alle anderen, kann ich an dieser Stelle ausdrücklich danken: vor allem Reimer Kay Holander, Lektor am Nordfriisk Instituut und Autor einer eigenen, für die Vorarbeit zu diesem Buch ganz unentbehrlichen »Schimmelreiter«-Dokumentation, sowie Karl Ernst Laage, dem Sekretär der Theodor-Storm-Gesellschaft, ohne dessen unermüdliche Initiative und Einfallsfreude diese Gesellschaft mit ihren heute 1200 Mitgliedern aus über zwanzig Ländern kaum die zweitgrößte und sicher rührigste literarische Vereinigung in Deutschland geworden sein dürfte.

Es war nach einem Gespräch mit Laage über die Storm-Renaissance der letzten Jahre, als ich noch einmal ins sogenannte ›Hademarschen-Zimmer‹ des Storm-Hauses in der Husumer Wasserreihe 31 ging. Dort steht der Schreibtisch, an dem 1887/88 Storm seinen »Schimmelreiter« vollendet hatte, nicht hier in Husum, sondern rund achtzig Kilometer weiter südlich in Hademarschen. Jemand tritt an mich heran, einer der über zwanzigtausend alljährlichen Besucher der Storm-Gedenkstätte. Er fragt: »Können Sie mir vielleicht sagen, wo nun wirklich der ›Schimmelreiter‹ gespielt hat? Ich meine: Wo genau fand das alles eigentlich statt?«

Ich denke nach. Ich tippe schließlich auf das Braun der Schreibtischplatte: »Vielleicht hier, am ehesten …«

St. Peter-Ording, im Mai 1982

Paul Barz

Nationalepos wider Willen

»Jetzt aber rührt sich
ein alter mächtiger Deichsagenstoff
in mir, und da werde ich
die Augen offenhalten …«
Theodor Storm an Erich Schmidt
am 3. Februar 1885

Der alte Mann von Hademarschen

Der alte Mann ist krank. Nie ist er sehr gesund gewesen. Zu seinem Leben haben immer schon Beschwerden vieler Art gehört, »krampfige Nervenzustände«1, Herzschmerzen, allgemeines Unwohlsein. Aber dieser infernalische, dieser »vernichtende«2 Druck in der Magengegend, gegen den keine Hoffmannstropfen, kein Natron helfen, keine Hausmittelchen wie »Rothwein (mit einer auf der Apotheke vorhandenen Wurzel)«3 – es ist doch noch etwas anderes, eine furchtbare Drohung im eigenen Leib.

Weiß Theodor Storm, dass er Krebs hat?

Schon 1882 hatten sich erste Symptome gezeigt, ein Magenkatarrh, und binnen Kurzem war Storm so abgemagert, »dass ich Mützen auf meine Knochen hängen können«.[4] Gegen Jahresende 1886 mehren sich die Anzeichen. Noch ist Storm mutig, verlangt eine schonungslos ehrliche Diagnose. Anfang 1887 wird sie gestellt: Magenkrebs.

Der Patient gibt sich gelassen.

Seinem Sohn Karl schreibt er: »Laß dich das häßliche Wort nicht erschrecken, viele Menschen haben es viele Jahre lang und sterben schließlich an einer anderen Krankheit …« Er tröstet sich selbst: »Das Beste ist, dass meine Muse mir treu geblieben ist und auch vormittags die Kräfte noch zur Arbeit reichen und hoffentlich noch lange reichen werden …«[5] Doch der Optimismus ist gespielt. Der Lebensmut bleibt Schein. Den alten Mann packt Todesangst. Er versinkt in tiefster Resignation.

Ohnehin hat seine Schaffenskraft nachgelassen. Immer schwerer fällt es ihm, die richtigen Stoffe zu finden, so ängstlich er auch danach Ausschau hält. Kaum eine Reise — und sei es auch nur ein Besuch beim Sohn Ernst »in seiner spukhaften Amtswohnung auf der nordschleswigschen Heide«[6] — vergeht ohne Hoffnung auf ein neues Novellensujet, und schon 1882 hatte er den Freund Paul Heyse um ein aufgespürtes »Novellenmotiv-Nest«[7] beneidet. Doch jetzt scheint es auch für Storm soweit zu sein. Jetzt liegt auf seinem Tisch im resedagrün tapezierten Arbeitszimmer von Hademarschen Material zu einer neuen Arbeit. Da bricht nun diese niederschmetternde Diagnose über ihn herein. In ihrem Schatten scheint Storm alle neugeschöpfte Kraft zu verlieren. Er verbringt Tage im Bett, verharrt in dumpf-düsterer Apathie.

Die Familie, zahlreich und allgegenwärtig, entschließt sich zum frommen Betrug. Neue Untersuchungen finden statt. Im Haus des Dichters tritt ein Ärztekonsilium zusammen. Die Diagnose: kein Krebs, keine Lebensgefahr.

Unendlich erleichtert schreibt Storm ein weiteres Mal an seinen Sohn: »Mich anlangend, so haben Onkel Aemil und sein kindlich liebenswürdiger Schwiegersohn Glaevecke, die ja Pfingsten bei uns waren, mich genau untersucht und mir gesagt, ich könne sicher sein, es sei kein Magenkrebs, habe mit dem Magen überhaupt nichts zu tun. Krebsartig sei die glatt anzufühlende Geschwulst überhaupt nicht. Sie halten es für eine Ausdehnung der Aorta, die in den Unterleib hinabgeht. Sie hatten zwar kein Hörrohr, dennoch meinten sie, angeben zu können, dass diese Ausdehnung schon mit geronnenem Blut gefüllt sei, wo sie nichts mehr bedeute, denn sonst müssten sie auch ohne Hörrohr das Geräusch hören können, das des sich durchdrängenden Blutes …«[8]

Glaubt er selbst, was ihm wohlmeinend vergegaukelt wird?

Er will es wohl glauben. Seine Angst bleibt. Und die Geschichte, an der er nun weiterarbeiten wird, enthält wenigstens einmal, an unauffälliger Stelle, eine bemerkenswerte Passage. Da spricht der Vater der Hauptgestalt von einer alten Frau und erwähnt, sie hätte Krebs, »die Krankheit unserer Marschen«.

Eine seltsame, geradezu verräterische Wendung: Schon das Wort ‚Krebs' ist ein Ausdruck, der erst zu Storms Zeiten üblich wird. Seine Erzählung spielt aber im 18. Jahrhundert, als man nur von ›bösen Geschwüren‹ sprach. Wieso unterläuft ihm, der sonst so exakt in historischen Einzelheiten ist, gerade hierbei dieser verbale Anachronismus? Und warum, wichtiger noch, soll Krebs »die Krankheit unserer Marschen« sein?

Kirchenbücher, Vorläufer der Standesamtsregister bis 1874, weisen ›böse Geschwüre‹ keineswegs als besonders häufige Todesursache in Nordfriesland aus, viel seltener als beispielsweise die ›Auszehrung‹, die Schwindsucht. Warum also, ohne erkennbare Notwendigkeit, diese Verallgemeinerung?

Der Gedanke an eine typische Fehlleistung liegt nahe: Einer weiß, wie es um ihn steht. Er wird seinem Schicksal nicht entkommen können, auch das ist ihm bewusst. Doch will er im Sterben nicht allein sein. Seine Sprache sendet ein Signal.

Zum Typischen hin wird verallgemeinert, was sein ganz persönliches Schicksal ist. Ein Todkranker sucht Halt in der imaginären Gemeinschaft von Todkranken.

Um diese Zeit befindet sich Theodor Storm in seinem siebzigsten Lebensjahr: Ein gut aussehender alter Herr, nur mittelgroß, eine sehr gepflegte, man darf sagen: ansprechende Erscheinung. Zu seinem siebzigsten Geburtstag wird er sich fotografieren lassen: in ernster Pose, der Blick streng, fast bohrend. Doch andere Bilder aus dieser Zeit zeigen auch einen anderen Storm: heiterer, entspannter, Lachfältchen im Gesicht, voll ungeleugneter Lebenslust. So merkt denn auch sein Freund Wilhelm Jensen zu diesem ›offiziellen‹ Storm-Bild an: »Doch fehlt mir in allen das Eigentliche an ihm, das seelische Gepräge; wenigstens kenne ich keines, das den weichen Ausdruck der Züge, die Freundlichkeit des Blickes wiedergibt; sie erregen sämtlich die fälschliche Vorstellung einer eher zum Strengen neigenden Physiognomie …«[9]

Es ist also kein Spökenkieker und Misanthrop, kein

grübelnd ernster Denker, der 1887 mit scheinbar neu gewonnenem Lebensmut zu seinem letzten Werk antritt und Freunden freudig meldet, er könne nun wieder einige Stunden am Schreibtisch ausharren. Seine Umwelt ist angenehm: »Mein Zimmer liegt oben in der Nordostecke; es würde sehr hell sein; aber mattresedagrüne Tapete und schwere Jutevorhänge geben dem Ganzen ein behaglich gedämpftes Licht. Nach Norden nur ein schmales Fenster — ich wollte die schöne Fernsicht auf den vorstoßenden Wald im Mittelgrund und weiterhin auf das im Spätherbst oft prächtig überschwemmte Tal der Gieselau nicht missen; ich sitze … an einem der Ostfenster, und, wenn ich aufblicke, schaue ich in die mit weichen Nebeln überdeckte Frühlingsferne. Ich bekenne: mir ist in diesem Augenblick recht wohl zu Sinne …«[10] Das hatte er schon »am letzten April« 1881 geschrieben, als er gerade das neue Haus, seinen Alterssitz, das »Tuskulum«, bezogen hatte. Eigentlich ist es ein eher hässlicher Kasten, jedoch weiträumig und von einem besonders schönen Garten umgeben. Ihm gilt Storms ganze Liebe. Immer wieder berichtet er von Beeten, die er anlegt, von Bäumen, die er pflanzt. Schon während der Bauarbeiten war er jungenhaft vergnügt auf dem Gerüst herumbalanciert und hatte sich nur für Augenblicke schaudernd vorgestellt, er könne abstürzen, würde dort unten liegen, zerschmettert — vage Unsicherheiten, hinter denen sich die eine große Unsicherheit verbergen mag: Was macht er eigentlich hier, in Hademarschen, von Husum achtzig Kilometer weit entfernt?

Denn Husum bleibt die eigentliche Heimat.

In der Stadt hatte es Staunen, fast Entsetzen, »viel Geschrei«[11] gegeben, als Storm mit seiner Familie nach Hademarschen übersiedelte, und auch auswärtige Freunde hatten gefragt, was denn den Erzhusumer Storm fortzieht aus seiner Heimatstadt. Er hatte als Amtsgerichtsrat um seine vorzeitige Pensionierung gebeten, das sah man ein. Er wollte nur noch Dichter sein, das verstand man gerade noch zur Not. Doch warum nun gleich weg aus Husum, wo in der Wasserreihe sein Haus stand und einen Straßenzug weiter, in der Hohlen Gasse, das Haus der Eltern, das er kurz zuvor geerbt hatte?

Die Eltern waren gestorben, 1879 die Mutter, vier Jahre zuvor der Vater. Für den Sohn war es ein Schock. Selbst schon ein Mann Anfang sechzig, gehörte er nun zur Generation, die als nächste ins Grab folgen würde. Der Lebenskreis schien ausgeschritten, Husum hatte am Anfang gestanden und würde nun am Ende stehen. Durch die »graue Stadt am Meer« geisterten jetzt die »Gespenster der Vergänglichkeit«.[12]

Storm wehrt sich. Dies soll noch nicht das Ende sein. Er probt den Ausbruch. Weit führt er ihn nicht, doch immerhin über Husumer Grenzen hinaus. Dort ist er der Herr Amtsgerichtsrat gewesen, der Honoratior, der Gründer eines angesehenen Gesangsvereins. Den Dichter Storm kennt man jedoch in Husum kaum. Zwar stehen seine Bücher in den Leihbibliotheken. Doch fraglich bleibt, ob sie auch jemand liest. Und noch nach seinem Tod wird ein Buchhändler seiner Heimat dem Freund Jensen versichern, dieser Storm hätte niemals in seinem Leben irgendwelche Gedichte geschrieben.

Jetzt aber will Storm nichts als Dichter sein. Die verbleibenden Jahre sollen ganz dem Werk gehören. Storm beschwört es geradezu: »Ich hoffe eine Verjüngung meines Lebens von diesem Vorhaben; vielleicht erstarkt dann auch der Poet noch wieder …«[13] Und, geradezu auftrumpfend: »Man darf nicht in Erinnerungen schwelgen, wenn man noch etwas leisten will. Vorwärts!«[14]

Vorwärts — doch wohin?

Die erste Zeit von Hademarschen scheint noch wie von einem großen Aufatmen durchzogen. Die »bittre Sehnsucht nach etwas ruhigem Sonnenschein noch in dem eignen Leben«[15] scheint erfüllt zu sein. Storm richtet sich ein, in jeder Hinsicht. Freunde finden sich, ein Kreis entsteht, der »club«. Man trinkt Tee, schlürft Punsch, man schwelgt in Literatur. Goethe ist der Favorit, mit »Faust«, mit »Iphigenie«. Aber auch Kleist wird gelesen, der »Michael Koolhaas«, und Lessings »Laokoon«. Neuerscheinungen treffen ein und werden diskutiert. Und dann liest der Meister selber vor, aus anderen und eigenen Werken.

Storm ist ein ›Erzähler‹ im eigentlichen Sinn. Stets schwingt in seiner Prosa der Duktus dessen, der sich da in seinem Stuhl zurücklehnt und zu erzählen anhebt, von Menschen, Landschaften, Stimmungen, plaudernd fast, zuweilen weitschweifig, ins sorgsam ausgekostete Detail verliebt. Besonders mag dieser Erzähler Spukgeschichten. Da erreicht dann seine Erzählkunst ihre Meisterschaft: Die Stimme sinkt ins geheimnisvolle Raunen, kunstvoll werden Spannungspausen gesetzt, der Blick aus den tiefblauen Augen weitet sich ins Visionäre — den einen schaudert’s angenehm, anderen kommt solches Wohnstubentheater

eher komisch vor. Doch in Hademarschen hat Storm sein stets dankbar aufgeregtes Publikum.

Es ist also ein schönes Bild, das sich da bietet: der alte Dichter im Kreis der Freunde, im Schoß der Familie, wohlgeborgen im neugewonnenen Idyll, abgesichert durch Erfolg und Anerkennung.

Storm ist nicht geworden, was man einen ›Erfolgsautor‹ nennen könnte. Die ganz große Resonanz findet sein Werk erst nach seinem Tod. Doch immerhin ist er nun schon ein angesehener, auch ein gefragter und entsprechend gut bezahlter Autor, der Verleger gegeneinander auszuspielen und Honorare in die Höhe zu treiben weiß. Die größten Zeitschriften bewerben sich um seine Mitarbeit, er kann wählen, wo er publizieren will. Und so müsste Storm eigentlich zufrieden sein.

Seltsamerweise ist er es nicht.

Immer wieder zieht es ihn hinaus aus der Hademarschener Enge. Er geht auf Reisen, besucht Kollegen und Verleger, er fordert sie immer wieder auf, doch einmal auch ihn zu besuchen. Er wirbt geradezu um Gäste in sein ›Tuskulum‹. Im ungeliebt preußischen Berlin, wo er sich 1884 vier Wochen aufhält, bereitet ihm die noch weniger geliebte Presse einen festlichen Empfang, und Storm darf sich angenommen, geehrt, umschmeichelt fühlen. Er gesteht: »Nicht leugnen kann ich, auf dem Fest selbst war es sehr nett …«[16] Und als 1880 zu seinem Geburtstag Glückwünsche aus dem gesamten deutschsprachigen Raum eintreffen: »So etwas freut einen doch«. Er darf feststellen: »Am Ende meines Lebens sehe ich denn doch, dass ich mich zwar langsam, aber allmählich

denn doch wirklich in das Herz unseres Volkes hineingeschrieben habe …«[17]

Genau das ist es, was Storm sucht und braucht: nicht nur als reputabler Bürger geachtet, sondern als Dichter geliebt zu werden. Das hat ihm sein Husumer Umkreis nicht geboten. Das bietet ihm auch Hademarschen nicht. Unruhe befällt ihn: War es richtig, sich ausgerechnet hierher zurückzuziehen? Er ist doch frei, endlich ungebunden, an kein offizielles Amt gefesselt. Er könnte nach Kiel, Lübeck oder Hamburg ziehen. Doch bleibt es beim Gedankenspiel. Nur eines führt ihn wirklich über Hademarschen hinaus: die Arbeit.

Vor allem Lyrik, neben seiner Erfolgsnovelle »Immensee«, hat ihn bekannt gemacht. Er selbst empfindet sich vorrangig als Lyriker. Doch jetzt schreibt er keine Lyrik mehr. Dafür entstehen neue Erzählungen, und man könnte meinen, ihren Themen müsse sich der fröhliche Elan dieser ersten Hademarschener Jahre mitteilen. Doch das Gegenteil trifft zu.

»Der Herr Etatsrat« zum Beispiel, die erste in Hademarschen geschriebene Novelle, die später noch im Zusammenhang mit dem »Schimmelreiter« eine Rolle spielen wird: die wüste, allenfalls komisch-groteske Geschichte eines despotischen Trinkers und seiner »Familie in der Zerstörung«.[18] Oder »Ein Doppelgänger«, deren Hauptgestalt das wohl grausigste Ende aller Storm-Helden nimmt: John Hansen, genannt Glückstadt, stürzt in einen Brunnen, bricht sich die Gliedmaßen und verendet elendig. Und schließlich »Ein Bekenntnis«, zu einer Zeit geschrieben, da sich bei Storm schon das Material zum

»Schimmelreiter« häuft: Ein Arzt tötet aus Mitleid seine krebskranke Frau und erfährt erst danach, dass diese Art von Krebs hätte geheilt werden können. Man denke: Ein Krebskranker schreibt über das eigene Leiden — wie es zuweilen scheinen will, als schreibe sich der Storm dieser Hademarschener Zeit alle persönlichen Ängste und Schreckgesichte vom Leib. Allmählich aber, wie in großen, zögernden Bögen, nähert er sich dem einen Stoff, dem »Schimmelreiter«.

Das erste erkennbare Zeichen erhält schon im Februar 1885 der Freund Erich Schmidt: »Jetzt aber rührt sich ein mächtiger alter Deichsagenstoff in mir, und da werde ich die Augen offenhalten; aber es gilt vorher noch viele Studien zu machen …«[19] Bereits eine längere Weile scheint sich in ihm dieser Deichsagenstoff gerührt zu haben. Denn als Storm dies schreibt, hat er mit den ›vielen Studien‹ schon angefangen und wird bald darauf die Frau eines Freundes bitten: »Zu einer neuen Arbeit, die sich in meinem Kopf festsetzen will, möchte ich gern eine kleine, nur ganz flüchtige Skizze der Landtheile von Nordstrand, Husum, Simonsberg haben, wie es eben vor der großen Fluth von anno 1634 war. Die Deiche, wenn solche angegeben sind, möglichst deutlich, sowie die Ortsnamen …«[20]

Dieser Freund heißt Christian Hinrich Eckermann, ist Bauinspektor in Heide und wird später eine Reihe von Aufsätzen über den Deichbau und seine Geschichte verfassen, die lange Zeit als das Standardwerk zum Thema gelten. Für Storm wird diese Freundschaft zum Glücksfall, denn ohne Eckermann hätte es wahrscheinlich keinen

»Schimmelreiter« gegeben. Besuche bei Eckermann werden getreulicher Turnus, noch im Dezember 1887 holt er seinen Rat ein, erfährt alles über Deichbau und Landgewinnung und wird sich schließlich vom Freund geschmeichelt bestätigen lassen, allmählich könne er nun schon selbst einen Koog eindeichen.

Dennoch aber, trotz dieser Beratung: Dem an sich rasch schreibenden Storm, der in der Regel für eine längere Novelle nur wenige Wochen ansetzt, geht gerade dieser Stoff auffallend langsam von der Hand. Nicht weniger als anderthalb Jahre braucht er allein für die Vorbereitung, eine lange, eigentlich schon überlange Zeit, und sie wird nicht nur durch Storms anfällige Gesundheit erklärt. Er scheint geradezu Angst vor diesem Stoff zu haben. Einmal, dem Freund und Kollegen Paul Heyse gegenüber, gibt er es offen zu: »Vor der Deichnovelle habe ich einige Furcht!«[21] Und dabei hat er doch »große Lust, eine Deichnovelle zu schreiben …«[22] Woher also die Furcht, bei gerade diesem Stoff?

Die Thematik steht fest. Es wird um einen spukenden Deichgrafen gehen. Auch der Titel ist gefunden. Und dennoch zögert Storm. Dabei ist es schon verwunderlich genug, dass er, ständig auf Stoffsuche, überhaupt erst jetzt und nicht schon viel früher auf diese Materie gekommen ist, auf die Welt unmittelbar an der Küste und ihre Probleme des Deichbaus und der Landgewinnung.

Schon als Kind hatte er die erste große Sturmflut erlebt. Das Reich der Köge und Deiche liegt vor Husums Tür. Der Vater ist Koogschreiber gewesen. Er selbst, als Amtsrichter, dürfte oft genug Deichproblemen begegnet sein. Und hat

er, als Dichter, nicht schon oft aus persönlichem Erleben geschöpft, hat Vertrautes, Menschen wie Hintergründe, in seine Novellen eingehen lassen? Seine Heimatliebe wird geradezu sein Etikett, sie trägt ihm, zu Lebzeiten und eigentlich bis heute, den Stempel eines Heimatdichters ein — doch zu diesem zentralen Thema seiner Heimat findet er nun erst in seiner allerletzten Schaffensphase.

Und mehr als das: Storm hat diese Thematik nicht nur ausgespart. Er scheint sie sogar bewusst gemieden zu haben. Denn dem Stoff selbst begegnet er nicht erst in Hademarschen. Schon lange vorher ist er ihm vertraut. Seit wann aber genau: Das ist die große Frage bei der Entstehungsgeschichte des »Schimmelreiters«.

Die Tochter Lisbeth erfährt im Februar 1885: »Jetzt spukt eine gewaltige Deichsage, von der ich als Knabe las, in mir …«[23] Auch anderen gegenüber deutet er wiederholt an, dass er schon als Kind diese Deichsage kennenlernte. Und schon 1873 hatte er eine Studie einer wichtigen Gestalt seiner Jugend gewidmet, der Bäckerstochter Lena Wies. Von ihr, meint er, hat er erzählen gelernt: »Und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit …«[24] Es waren vor allem Spukgeschichten gewesen, die sie erzählte. Dazu aber, so Storm, hatte auch die Geschichte vom »Schimmelreiter« gehört, »der bei Sturmfluten nachts auf den Deichen gesehen wird, und wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt …«[25]

Mehr als ein Dutzend Jahre später jedoch, als er nun selbst diese Geschichte zu erzählen anhebt, ist von Lena Wies keine Rede mehr. Die Tochter erfährt, dass sie der

Vater als Knabe gelesen hat, und die ersten Sätze der Erzählung deuten auch gleich an, wo er sie las: »Ich vermag mich nicht mehr zu entsinnen, ob von den Leipziger oder Pappes Hamburger Lesefrüchten …«

Der Fall wird noch komplizierter.

Es war in den vierziger Jahren gewesen, als Storm gemeinsam mit seinem Studienfreund Theodor Mommsen Sagen und Märchen der Heimat gesammelt hatte. Auch schon damals spukte in ihm die Geschichte vom Schimmelreiter, er hatte danach gesucht, allerdings vergeblich. Und dem drängenden Mommsen teilte er schließlich mit: » … habe ich das Wochenblatt, worin er abgedruckt war, noch nicht gefunden …«[26]

Also diesmal nichts von seiner Knabenzeit, auch nichts von Lena Wies: Stattdessen erwähnt auch hier schon Storm, er hätte die Geschichte gelesen — und zwar in einem Wochenblatt.

Heute wissen wir, wo er sie gelesen hat: tatsächlich in den erwähnten »Hamburger Lesefrüchten«, und zwar im Jahr 1838. Hierauf bezieht sich Storm denn auch gleich im ersten Absatz seiner Novelle, wenn er dort ein rührendes Idyll zeichnet: Die Urgroßmutter im Sessel, er als Kind an ihrer Seite, sie streicht ihm mit sachter Hand über das Haar, während er in seine Geschichte vertieft ist …

Dieses Idyll hat einen Fehler: Es hat so niemals stattgefunden. Denn im Jahr 1838 ist Storm ein bereits recht ausgewachsener Mann von bald einundzwanzig Jahren, und seine Urgroßmutter, die »Frau Senator Feddersen«, seit bald neun Jahren tot — warum aber erwähnt er sie dann? Warum erweckt er von sich selbst den

Eindruck eines Kindes, gibt sich der Tochter gegenüber als ein ›Knabe‹ aus, der die Geschichte las? Allein der rührenden Wirkung wegen? Und wieso erinnert sich der alte Mann noch halbwegs genau an die Quelle, während er sie nur fünf Jahre nach der Lektüre, in seinem Brief an Mommsen, bereits wieder vergessen zu haben scheint?

Auf all diese Fragen gibt es manche mögliche Antwort, und die nächstliegende ist zugleich auch die unwahrscheinlichste: dass Storm bewusst von seiner Quelle ablenken, ein Plagiat vertuschen wollte. Denn dann hätte er es bei dem Hinweis auf Lena Wies bewenden lassen können. Dann wäre der Hinweis auf die »Hamburger Lesefrüchte« doppelt ungeschickt. Erwägen wir eine andere, nicht rationale, doch zum Persönlichkeitsbild des alten Mannes von Hademarschen passende Möglichkeit: Ob bewusst oder unbewusst — bei gerade dieser Novelle, die »gut werden« muss, »da sie so heimathlich ist«[27], vermag sich der schon vom Tode gezeichnete Dichter nicht von der Vorstellung zu lösen, es sei ein Teil seiner Kindheit, die er damit beschwört. Auch wider besseres Wissen muss es der Knabe Storm gewesen sein, der die Geschichte las. Und so setzt denn auch seine Erzählung ein:

> *Was ich zu berichten beabsichtige, ist mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hause meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnstuhl sitzend, mich mit dem Lesen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitschriftenheftes beschäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entsinnen, ob von den*

›Leipziger‹ oder von ›Pappes Hamburger Lesefrüchten‹. Noch fühl ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie selbst und jene Zeit sind längst begraben; vergebens auch habe ich seitdem jenen Blättern nachgeforscht, und ich kann daher um so weniger weder die Wahrheit der Tatsachen verbürgen, als, wenn jemand sie bestreiten wollte, dafür aufstehen; nur so viel kann ich versichern, dass ich sie seit jener Zeit, obgleich sie durch keinen äußeren Anlass in mir aufs neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtnis verloren habe …

Also gleich zu Beginn sehnsüchtiges Moll, wehmütiges Erinnern, der Gedanke an Ende und Vergänglichkeit — und Storm ist mit dieser Eingangsreminiszenz gleich auch an den Ort zurückgekehrt, von dem er immer wieder fortging, um doch immer wieder heimzukommen in »die graue Stadt am Meer«. Sie hat ihn ein Leben lang nicht losgelassen.

Ein Leben lang »Husumerei«

Mit der Geburt fängt es an.

Es ist Mitternacht, als das Kind geboren wird. Die Kirchenbücher werden den 15. September als Datum nennen. Die Mutter besteht jedoch darauf, dass es noch der 14. September war. Storm selbst, da sie es »doch am besten wissen«[28] müsste, schließt sich an, und seine Biografen folgen ihm. Also das Geburtsdatum: der 14. September 1817.

Ein Rest Ungewissheit bleibt.

Dieses Ungewisse scheint auch gleich symptomatisch, für Werk wie Person: Wer ist nun dieser Theodor Storm? Der Goldschnittlyriker, ein Spezialist für ›Stimmungen‹, ein ›Heimatdichter‹, achtbar zwar, doch tief provinziell? Oder einer, dem sich die Welt in der Nussschale bot und der gerade deshalb ›Weltliteratur‹ schaffen konnte? Wie steht es um seine Weltanschauung, seine soziale Position? Wie ernst sind sein Atheismus, seine Kirchenfeindlichkeit zu nehmen? Wie sind sein Preußenhass, sein demokratisches Engagement zu verstehen? Hat er wirklich in seinen letzten Jahren mit der aufkommenden Sozialdemokratie sympathisiert? Oder ist er ganz und gar der ›Bürger‹, auch in seiner Weltanschauung? Wie steht es überhaupt mit seinem politischen Bewusstsein, wie mit seinem Nationalismus?

Beginnen wir mit der Nation:

Er wird in Husum geboren, und dieses Husum gehört zu Schleswig, Schleswig wiederum zu Dänemark. Also ist er dänischer Untertan, wird sich jedoch nie als Däne fühlen und beim Schleswiger Kampf gegen Dänemark sogar ein entschiedener Dänengegner sein, Feind, der »kleinen Geßlers«[29], die im dänischen Auftrag über seine Heimat herrschen — doch was ist er dann, dieser Spross sowohl einer friesischen wie einer niedersächsischen Familie? Kann man von einem Deutschen sprechen, da es doch um diese Zeit ein Deutschland als politische Einheit gar nicht gibt?

Auf dem Lübecker Gymnasium werden sie ihm ›Schuckelmeyer‹ hinterherrufen, den Spottnamen für

Deutsche aus dem dänischen Bereich, und er selbst, seine Angehörigen sprechen vom ›Ausland‹, wenn sie Deutschland meinen. Er wird dann während der harten Potsdamer Jahre sehr böse Worte für den deutschen Nationalismus finden. Aber es gibt auch eine Zeit, da seine Einstellung als ›deutsch-national‹ umrissen werden kann. Die Ernüchterung bleibt nicht aus. Die Reichsgründung von 1871 wird in ihm keinen Barden haben. Schon zuvor hatte er festgestellt: »So einigt man Deutschland nicht!«[30]

Wo aber liegt sein Vaterland?

Man darf wohl sagen: letztlich nur in Husum selbst, in dieser Stadt mit ihren wenig mehr als dreitausend Einwohnern. Ihre große Zeit hat sie längst hinter sich, als Storm geboren wird. Nur noch als größter Viehmarkt an der Westküste spielt sie eine gewisse wirtschaftliche Rolle, und das Geblöke der über den Ochsenweg nach Husum getriebenen jütischen Herden, das Geklapper der hochhackigen Holzschuhe ihrer dänischen Treiber, das Rollen der Wagen, in denen die reichen Viehhändler mit ihren eisenbeschlagenen Geldtruhen den Herden folgen, durchhallen denn auch die Kindheit des Hans Theodor Woldsen Storm, der da im September 1817 zur Welt kommt, während gerade ein schweres Gewitter über seiner Heimatstadt niedergeht.

Den ersten Namen hat er nach dem Vater, den dritten, einen sogenannten ›Zwischennamen‹, nach der Familie seiner Mutter erhalten. Der zweite ist dazwischengerutscht, da er den Eltern ›zierlich‹ in den Ohren klang. Es ist aber dieser zweite Name, unter dem er bekannt wird, und so heilig wird er sein, dass später der

eigene Sohn nicht wagen wird, Storms Enkel »deinen Poetennamen zu geben«[31]. Er bleibt dem Dichter vorbehalten.

Doch wie kommt ein Dichter in gerade diese Familie?

Der Vater stammt von einem Bauernhof in der Geest. Er selbst ist Advokat und so angesehen, dass er als ›de ole Storm‹ gleichsam zum Inventar der Stadt gehört, ein ernster, in sich versunkener Mann von solch umfassender Humorlosigkeit, dass sie selbst dem gleichfalls nicht sehr humorbegabten Sohn auffällt. Diesem Sohn wird ›de ole Storm‹ ein guter Vater sein, aber mehr auch nicht, und dass er da einen Dichter von Rang gezeugt hat, übersteigt entschieden sein Fassungsvermögen. Vielleicht weiß er auch gar nicht so genau, was eigentlich ein Dichter ist. Jedenfalls können wir davon ausgehen, dass Storm nicht von dieser Seite her die künstlerische Ader hat.

Anders die Mutter: Sie immerhin, will man Storm glauben, hat musische Neigungen. Doch ›Frohnatur und Lust am Musizieren‹ sind wohl auch bei ihr nicht vorhanden. Eine seltsame Kühle liegt über ihrer Beziehung zum Sohn, und wenigstens einmal — noch der alte Storm wird sich daran erinnern — kommt es zu einem bedenkenswerten Zwischenfall: Da gibt sich die Mutter ungewöhnlich herzlich, und prompt fragt sich der Sohn, was sie damit wohl bezwecke. Er ist gerade vier Jahre alt. Und dieser Vierjährige kommt zum Schluss, die Mutter tarne sich nur, tue nur so freundlich. In Wahrheit wolle sie ihn — ermorden.

Doch ist Lucie Storm, geborene Woldsen und Tochter eines der angesehensten Patriziergeschlechter der Stadt,

nicht die einzige Frauengestalt in dieser Kindheit. Es gibt die Urgroßmutter, die Frau Senator Feddersen, eine grande dame der Husumer Gesellschaft. Es gibt die Großmutter, so überströmend herzlich wie die Mutter kühl-unnahbar. Diese drei Frauen bestimmen die Welt des Kindes, während sich der Vater mehr an die Peripherie verwiesen sieht. Er bleibt der ›Westermöhlner Burjung‹. So nennt er sich selbst. Und verzieht sich knurrend aus dieser Weiberwelt. In den Erzählungen dieser Frauen singt und schwingt sie aber mit: die Erinnerung an eine glanzvolle Vergangenheit. Denn auch die Woldsens haben ihre große Zeit längst hinter sich. Einst sind sie die reichste Familie der Stadt gewesen. Sie stellten Bürgermeister und ließen zur Weihnacht für die Armen einen Ochsen schlachten. Jetzt aber umweht auch sie der Hauch aller Vergänglichkeit, und diese Ahnung von Vergänglichem wird Storm ein Leben lang begleiten.

Noch der alte Mann von Hademarschen hört verzückt das Lied der Nachtigall und wird doch gleich auch an die Elstern denken, die schon auf den kleinen Sänger lauern. Er schmeckt noch den Erfolg seiner letzten Novelle und seufzt doch nur, dies sei zu spät. Und vornehmlich in der Vergangenheit wird er denn auch die Stoffe einiger seiner besten Novellen finden. Auch »Der Schimmelreiter« gehört dazu.

Dennoch hat Storm, was man eine ›schöne Kindheit‹ nennt.

Die Erziehung ist freizügig, die Schule keine Last. Storm darf sich seine Freunde selber suchen, in allen sozialen Schichten, und die Definition dessen, was er selbst nun ist: Patrizierspross, Bürgersohn, bäurischer Nachfahr— in

diesem Kreis bleibt sie ihm erspart. Und ist der Himmel über Husum wieder einmal grau, tropft es trostlos auf das Buckelpflaster, so ziehen sich die Kinder in die große Tonne im Elternhaus an der Hohlen Gasse zurück, wohlgeborgen vor der Welt der Erwachsenen. Und dort werden dann Geschichten erzählt, am liebsten von Spuk und Gespenstern.

Wir sehen sie vor uns, diese Husumer Jungen und Mädchen mit der Handlaterne auf den Knien. Wir hören ihre plattdeutsch raunenden Stimmen, wie sie von Erntekindern und Sargfischen erzählen, von Luftgeistern und Klabautermännern — und aus dem Gespinst dieser Phantasien steigt ein anderes Husum herauf, nicht das des Viehmarkts und seiner zahllosen Kneipen. Dieses andere Husum ist eine Gespensterstadt, wo Hände aus den Wänden wachsen, Verstorbene an ihrem Todestag jämmerlich stöhnen, Spukgestalten durch die nächtlichen Gassen humpeln. Und auch das Stormsche Elternhaus ist nicht verschont. Dort rumpelt an bestimmten Tagen unsichtbar, doch nicht zu überhören eine Totenlade die morschen Stiegen hinunter und kündet von Tod und nahem Untergang …

So setzt sich diese Kindheit aus vielerlei zusammen, aus graugestrichelter Nostalgie, fröhlich-ruppigem Gassenjungentum, aus Husums nebelverhangener Gegenwart und doppelbödiger Vergangenheit — und dieses Husum ist es, von dem sich Storm nie mehr lösen wird. Er liebt es nicht nur, er leidet auch darunter, und schließlich wird er es in einem seiner schönsten Gedichte beschwören.